

Der weiße Turm

In der Nähe des Seiteneinganges im Park zum Sanatorium stand ein kleiner weißer Turm. Er war nicht höher als ein normales Einfamilienhaus und hatte seltsamerweise kein einziges Fenster und keine Tür. Brombeerranken und Brennnesseln überwucherten sein Fundament, die weiß getünchte Ziegelmauer war von Moos und Algen grünlich verfärbt. Da er so einsam stand, mitten in dem waldigen Park, umgab ihn eine Aura des Geheimnisvollen. Der Weg, der zu dem Turm führte, war von mehreren Gullischächten gesäumt, aus denen man das Rauschen von Wasser hören konnte. Gelegentlich strömte ein starker Geruch von Moder und Verwesung aus den Gullis hervor. Und im Sanatorium ging das Gerücht, das manchmal Menschen verschwanden und nie wieder auftauchten.

Als Runhild Warsagar das ersten mal in dem Park spazieren ging und auf den Turm stieß, erfasste sie ein kaltes Frösteln und ein unheimliches Gefühl beschlich sie, dass hier sehr unheimliche Dinge geschahen. Und als sie in der folgenden Nacht von einem äußerst unheimlichen Geschrei aufwachte, war ihr klar, dass hier etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Am Morgen darauf vermisste sie beim Frühstück den schüchternen jungen Mann, der wegen eines Hautausschlages in das Sanatorium gekommen war. Auf ihre Nachfrage hin, antwortete ihr die Stationschwester, dass er am Vorabend abgereist war. Runhild wunderte sich, dass er sich nicht verabschiedet hatte und beließ es bei dieser Erklärung.

Als sie aber bei ihrem nächsten Spaziergang im Park wieder bei dem Turm vorbei kam, fand sie am Wegesrand einen Schuh. Von diesem Schuh war sie sicher, dass er dem jungen Mann gehört hatte. Sie suchte noch ein wenig im Unterholz rund um den Turm, fand aber nichts weiter. Nur der Gestank nach Moder und Verwesung schien heute ganz besonders stark zu sein. Abends, nach dem Nachtmahl fragte sie die Nachtschwester nach dem Turm, doch Schwester Annegret wusste nichts davon und hatte ihn auch noch nie gesehen.

Am nächsten Morgen fragte sie die Oberärztin während der Visite nach dem weißen Turm im Park. Doch Frau Dr. Sommerland meinte nur, dass der Turm ein altes Pumpwerk enthalte, das schon lange nicht mehr funktionieren würde. Auf Runhilds Frage nach dem Verwesungsgeruch, tat die Ärztin dies damit ab, dass da wohl eine Ratte oder ein Kaninchen verendet sein müsse.

In der folgenden Nacht wurde Runhild wieder von einem seltsamen Schreien, Wimmern und Kreischnen das aus dem Wald drang, geweckt. Sie stand auf, zog sich an und schlich an der Nachtschwester vorbei, die in ihrem Zimmer über einem Buch eingeschlafen war. Sie schlich sich durch die schwach erleuchteten Flure, stieg die Treppen in die Keller hinab und versuchte eine offene Türe ins Freie zu finden. Da aber alle Türen gut verschlossen waren, öffnete sie ein Flurfenster, kletterte hinaus und lief in den stockfinsternen Park. Glücklicherweise hatte sie daran gedacht, ihre Taschenlampe einzustecken und so leuchtete sie sich nun den Weg den Hügel hinab und weiter bis zum weißen Turm. Schon als sie näher kam, bemerkte sie, dass aus dem Fundament ein ekliges, grünliches Leuchten den leichten Bodennebel erhellte. Wieder hörte sie ein Schreien, jetzt mehr ein Stöhnen. Sie schlich um den Turm, traute sich in den grünlichen Lichtschein, fand aber immer noch keine Tür oder einen Eingang, der in den Turm führte. Es roch nun mehr nach frischem Blut, wie in einer Metzgerei oder einem Schlachthof und sie konnte sich nicht erklären, woher der Gestank kam. Sie knipste die Taschenlampe aus und sah sich im Wald um. Auf dem Weg den sie gekommen war, sah sie nun einen ganz schwachen Schein aus einem der Gullis dringen, sie hatte ihn vorher nicht bemerkt, weil sie mit ihrer Taschenlampe den Weg beleuchtet hatte. So lief sie zu dem Gullischacht, stolperte aber über Baumwurzeln und rutschte auf kleinen Steinchen aus. Als sie am Gulli ankam, hörte sie ein kratzendes und schabendes Geräusch von unterhalb. Sie versuchte den Deckel anzuheben, aber er saß sehr fest in seinem Betonring. Sie musste sich erst ein Werkzeug besorgen und beschloss, in der nächsten Nacht besser vorbereitet nochmals hierher zu kommen. So ging sie zurück zu den Gebäuden, kletterte wieder durch das offene Kellerfenster, schlich sich an der immer noch schlafenden Nachtschwester wieder in ihr Zimmer, zog sich aus und legte sich wieder in ihr Bett. Doch schlafen konnte sie die restliche Nacht nicht mehr.

In der folgenden Nacht schlich sich Runhild wieder aus dem Kellerfenster. Diesmal hatte sie einen

großen Schraubenzieher dabei, der in ihrem Werkzeugkoffer im Kofferraum ihres Autos war. Ein leichter Nieselregen machte den Weg rutschig, doch sie kam im Licht ihrer Taschenlampe gut voran. Als sie am weißen Turm anlangte, drang kein unheimliches Leuchten aus dem Fundament hervor. Trotzdem ging sie zu dem Gulli, hebelte den Deckel mit dem Schraubenzieher auf und schob den schweren Betondeckel von dem Schacht herunter. Sie leuchtete in die Dunkelheit und konnte eine rostige Eisentreppe an der Wand des Schachts erkennen, deren Sprossen in die Finsternis führten. Das Wasserrauschen, das tagsüber oft zu hören war, war einem leisen Plätschern gewichen und auch der Gestank nach Moder und Verwesung war verschwunden. Die Luft war zwar immer noch sehr muffig, aber nicht mehr so ekelregend wie am Vorabend. Da der Strahl der Taschenlampe nicht bis zum Boden des Schachts reichte, warf sie einen kleinen Stein in den finsternen Schlund. Er schlug gleich darauf platschend auf dem Grund des Schachts auf, es war also nicht sehr tief. Runhild schwang sich über den Rand des Schachts und tastete vorsichtig mit ihren Füßen nach der ersten Sprosse der modrigen und glitschigen Leiter. Vorsichtig tastete sie sich nach unten und nach ungefähr fünf Metern erreichte sie den glitschigen Boden des Schachts. Ein dünnes Rinnsal aus Regenwasser umspülte die Sohlen ihrer Schuhe und als sie nach oben blickte, konnte sie in der Finsternis kaum die Bäume des Waldes über sich sehen.

Sie leuchtete mit der Taschenlampe den Schacht aus, ein langer Gang, ungefähr ein Meter achtzig hoch, führte zu beiden Seiten in die Dunkelheit. Sie tastete sich vorsichtig auf dem glatten Boden in die Richtung, in die der Turm lag. Doch nach wenigen Metern kam sie an eine Mauer, ähnlich wie die des Turmes, doch nicht wie er weiß getüncht, sondern aus uralten Backsteinen, die von einer dicken Schicht Moos und Algen bedeckt war. Wurzelranken hatten sich in den Fugen ein gekrallt und Runhild erkannte, dass sie hier nicht weiter kam. Die Mauer versperrte den kompletten Gang, aber sie versuchte zwischen den Fugen und in den Ritzen eine Öffnung zu finden. Nachdem sie die Mauer gründlichst untersucht hatte, doch keine weitere Öffnung fand an der sie hätte graben können, machte sie sich auf den Weg zurück. Als sie an der Eisenleiter wieder ankam, packte sie die Neugier und sie entschloss sich, den Gang in der anderen Richtung auch noch zu erkunden. Wer weiß, wohin der Gang führte.

Nach ein paar Metern machte der Gang eine Biegung nach rechts, nach einigen weiteren Metern eine Biegung nach links. Im Schein ihrer Taschenlampe sah sie Ratten vorbei huschen und einmal glaubte sie, eine Fledermaus berühre sie an ihren Haaren. Der Gang endete einige Meter weiter an einer uralten Treppe, die nach oben führte. Die Steine der Treppe waren vollkommen ausgetreten, so als ob hier seit Ewigkeiten regelmäßig Menschen herunter gekommen waren. Vorsichtig stieg sie die Stufen hinauf, um an einer alten hölzernen Tür anzukommen, deren Holzbohlen mit schweren Eisenbeschlägen zusammen gehalten wurden. Ein schwerer Eisenring befand sich in Brusthöhe und Runhild drückte gegen den Eisenring und die Tür schwang mit einem grässlichen Quietschen auf. Nun befand sie sich in einem uralten Kellergewölbe. Spinnweben hingen von der Decke und in den Ecken und Nischen, die das Mauerwerk des Gewölbes bildete und ein kühler Luftzug wehte ihr um die Nase. Mehrere Türen gingen von dem Gewölbe ab und Runhild versuchte der Reihe nach die Türen zu öffnen, aber alle waren verschlossen. Als sie ganz am Ende des Gewölbeganges angekommen war, fand sie die letzte Tür unverschlossen und als sie sie öffnete, stand sie am Fuß einer weiteren Treppe, die nach oben führte. Auch diese Stufen stieg sie nach oben, um dann in einem schwach erleuchteten Gang zu landen. Allmählich konnte sie sich vorstellen, wo sie war. Sie befand sich in dem alten Gebäudetrakt des Sanatoriums, der schon vor über hundert Jahren erbaut worden war. Und ungefähr zu der selben Zeit war wohl auch der weiße Turm entstanden.

Am Ende des Ganges befand sich wiederum eine Tür, Runhild ging auf sie zu und wollte sie öffnen, doch diese Tür blieb ihr verschlossen. Da diese Tür aber über ein rundes Glasfenster verfügte, konnte sie hinter der Tür die Küche des Sanatoriums im fahlen Licht der Straßenlaternen erkennen, das durch die Fenster drang. So drehte sie um und ging alle Treppen und Gänge zurück, bis zum Gullischacht im Wald bei dem weißen Turm. Sie kletterte die glitschigen, moosbewachsenen Eisensprossen der Leiter hinauf und aus dem Schacht hinaus. Der feine Nieselregen hatte aufgehört und fahles Mondlicht erhellte die Bereiche zwischen den Schatten der Bäume. Sie schob den Betondeckel wieder auf den Gullischacht und machte sich auf den Weg zurück zum Sanatorium.

Einige Tage später weckte sie wieder ein unheimliches Geschrei aus dem Wald. Schlaftrunken zog sie sich an, schnappte sich Taschenlampe und Mantel und schlich sich durch das Sanatoriumsgebäude zur Küche.

Wenn du weiterlesen willst, dann kannst du „Tore in die Finsternis“ unter der ISBN 978-3-8370-1857-8 in jeder Buchhandlung, bei Amazon oder libri.de für € 8,90 erwerben.